

Verpuppt und eingekapselt

Das Aargauer Kunsthaus zeigt Werke von Karl Ballmer, einem der undurchdringlichsten Schweizer Künstler



Bilder, die in Bereiche ohne festen Boden führen: Karl Ballmers «Kopf in Rot» (um 1930/1931).

AARGAUER KUNSTHAUS, AARAU

CAROLINE KESSER

Lange Zeit halb vergessen, kam der Maler und Schriftsteller Karl Ballmer (1891–1958) vor zwei Jahren durch den Fall Gurlitt unvermittelt ins Gespräch. Bei der Frage nach den Gründen, die den im Zusammenhang mit dem «Schwabinger Kunstfund» entdeckten Cornelius Gurlitt veranlassten, seine im Verdacht der Raubkunst stehende Sammlung dem Kunstmuseum Bern zu vermachen, gewann Ballmers bereits bekannte Beziehung zur Familie Gurlitt mit einem Mal Brisanz.

Als «entartet» konfisziert

Der von Rudolf Steiner faszinierte Aargauer Künstler, der in den 1920er Jahren in Hamburg Karriere machte, hatte wohl zuerst Kontakt zum Reformpädagogen Ludwig Gurlitt, den er als Autor für seine «Rudolf-Steiner-Blätter» gewinnen konnte. Unterstützt wurde er aber vor allem durch dessen Nefen Hildebrand Gurlitt, den Nazi-Kunsthändler und Vater von Cornelius, der die immer noch heiss umstrittene Sammlung zusammentrug. Hildebrand Gurlitt stellte Werke von Ballmer 1936 in seinem Kunstkabinett aus, obwohl dieser nicht Mitglied der Reichskunstkammer war und damit faktisch Berufsverbot hatte. Ballmers wichtigster Förderer, Max Sauerlandt, war als Direktor des Museums für Kunst und Gewerbe in Hamburg schon 1933 zwangsbeurlaubt worden. Gleichzeitig hatte sich die Hamburgische Sezession, der er bei-

getreten war, unter dem politischen Druck aufgelöst. Zwei Jahre später traf es auch die Anthroposophische Gesellschaft, und bald musste er mit ansehen, wie Arbeiten von ihm im Kunstgewerbemuseum als «entartet» beschlagnahmt wurden. Dennoch hielten es Karl Ballmer und seine jüdische Frau Katharina van Cleef bis 1938 in Hamburg aus.

Mit der Rückkehr in die Schweiz tat sich das Ehepaar schwer. In Basel, wo es zunächst lebte, vermittelte Ballmer für Gurlitt «entartete» Kunstwerke an das Kunstmuseum, fand mit seinem eigenen Werk aber kein Interesse. Bitter schrieb er später der Witwe Sauerlandt, man sei hier der Meinung, «ich hätte bei der langen Schlange der auf Caritas hoffenden Maler hinten anzuschliessen, um abzuwarten, ob einer der gnädigen Herren mal die Laune hat, sich mit meinen Sachen zu befassen. Solches Schlange stehen war nicht mein Genre.»

Karl und Käthe Ballmer siedelten 1941 nach Lamone im Tessin über. Hier entstand Ballmers kaum beachtetes Spätwerk, und hier waren Gurlitts nach dem Krieg mehrmals zu Gast. Was erst neuere Recherchen ergaben: 1950 bestätigte der Schweizer Maler dem Kunsthändler Gurlitt die 1943 erfolgte Schenkung zweier Bilder, eines von Chagall und eines von Picasso. Bei dieser Bescheinigung dürfte es sich um einen Freundschaftsdienst gehandelt haben.

Dem Aargauer Kunsthaus ist nicht vorzuwerfen, es lanciere Ballmer auf der Welle seiner unerwarteten Aktualität. Dieses Museum kümmerte sich schon um ihn, als kein Hahn (mehr) nach ihm

krähte. Bisher hat sich jede Direktion intensiv mit seinem Werk beschäftigt, das mittlerweile zu den Schwerpunkten der Sammlung gehört. 1990 kamen mit der neugegründeten Karl-Ballmer-Stiftung rund zweihundert Werke von ihm ins Haus. Gleichzeitig veranstaltete Beat Wismer die erste grosse, von einer grundlegenden Monografie begleitete Retrospektive zu diesem Aargauer Künstler.

Treue Betreuer

Die gegenwärtige, von Thomas Schmutz kuratierte Retrospektive, die auch in Hamburg gezeigt werden wird, knüpft unter dem Titel «Karl Ballmer. Kopf und Herz» an diese an und hat in der gewichtigen Begleitpublikation die jüngsten Forschungsergebnisse zu seiner Biografie und seinem Werk vereint. Ein Renner wird diese Ausstellung, bei der einzig die unsinnig farbigen Wände zu kritisieren wären, indessen kaum. Diese Bilder sind nicht mehrheitstauglich, dafür sind sie zu verhalten und zu düster. Tatsächlich treffen sie Kopf und Herz unmittelbar, doch lösen sie kein Wohlgefühl aus, versetzen einen vielmehr in Bereiche ohne festen Boden, ohne Gewissheiten und selbst ohne Verheissung. Bereiche zwischen Werden und Vergehen, Zwischenzonen. Dieses Unfassbare, das nicht Gefestigte, war es, das Samuel Beckett tief beeindruckte. Der irische Autor hatte Ballmer auf seiner von Herbst 1936 bis Frühling 1937 dauernden Kunstreise durch Deutschland kennengelernt und

bewunderte ihn für seine Fähigkeit, «das Ungesagte durch das Gesagte zu evozieren». Aufschlussreich ist das von Beckett in seinem Tagebuch dokumentierte Gespräch über Schmidt-Rotluff und die «Spannungen» in dessen Werk. Ballmer hielt nichts von ungeschliffenen Emotionen, suchte vielmehr, wie er es auch schriftlich formulierte, die «Objektivierung eines Affekts und das darauf folgende Harmonie-Erlebnis» als Grundlage der Gestaltung. Ballmers Schriften waren für Beckett «zu Steinerisch für Nicht-Eingeweihte.»

Für Nichteingeweihte ist es denn auch schwierig, das Anthroposophische in Ballmers Bildern zu erkennen. Jedenfalls finden sich hier die erwarteten Wohlklänge und Harmonien selten. Das könnte auch ein Grund für die mangelnde Unterstützung durch Steinersche Kreise gewesen sein.

Der 1891 in Aarau geborene Karl Ballmer war Schüler an der Allgemeinen Gewerbeschule in Basel, studierte an der Kunstakademie in München und lebte vor dem Ersten Weltkrieg als freier Grafiker in Bern. Die ersten bekannten Bilder stammen indes aus den frühen zwanziger Jahren. Lange scheint ihn das Schreiben stärker beschäftigt zu haben als das Zeichnen und Malen; er hatte immer wieder Phasen, in denen er sich vor allem als Schriftsteller betätigte. 1918 lernte er Rudolf Steiner persönlich kennen und liess sich für kurze Zeit in Dornach nieder. Hier hielt er Vorträge über bildende Kunst und profilierte sich als Verteidiger der anthroposophischen Lehre, so vehement, dass er wegen übler Nachrede eine hohe Geldbusse kassierte. 1922 übersiedelte er mit seiner Frau nach Hamburg, wo er sich als Maler entfaltete und bald zur Avantgarde gehören sollte.

Wie ein Block

Die frühesten erhaltenen Arbeiten, eine Serie farbiger Gouachen, sind einiges bewegter als das in den späten zwanziger Jahren einsetzende Hauptwerk und lassen an verschiedene Einflüsse denken, den Expressionismus im weitesten Sinn, an Klee und an Kandinsky. Der Prozess der Konzentration, der danach stattgefunden haben muss, bleibt mangels weiterer Werke im Dunkeln. Sieht man von der Verhärtung und Verdüsterung im Spätwerk ab, macht man in diesem Œuvre kaum Entwicklungslinien aus. Wie ein Block liegt es vor uns, geheimnisvoll und undurchdringlich. Ballmer konfrontiert uns mit angehaltener Bewegung, Zuständen, die sich wie archaische Vorstufen der Gestaltung ausnehmen. Das gilt für alle von ihm gepflegten Bildgattungen, die sich auf Landschaften, das Figurenbild und menschliche Köpfe beschränken. Für Samuel Beckett war Ballmers «Kopf in Rot», sein heute bekanntestes Bild, eine «metaphysische Konkretion. Natur, nicht Konvention, sondern Ursprung, Quelle der Erscheinung.»

Dass Ballmer Picasso kannte und mit dem Surrealismus vertraut war, ist so offensichtlich wie die Tatsache, dass er sich dem von Munch beeinflussten Stil der Hamburgischen Sezession annäherte. Im Vergleich mit seinen Zeitgenossen wird seine Eigenart aber deutlich. Am auffallendsten ist sein Drang nach Reduktion und Verdichtung, bei dem die Leichtigkeit, die ab und zu in einer Bewegung oder einem Farbton aufscheint, auf der Strecke bleiben muss. Ballmer reduziert seine Figuren zu Schemen, die sich einkapseln und verpuppen, und hält uns dabei mächtig auf Distanz. Daran ändert auch Gurlitt nichts.

Karl Ballmer. Kopf und Herz. Aargauer Kunsthhaus, Aarau. Bis 13. November 2016. Katalog (Verlag Scheidegger & Spiess) Fr. 49.–. 5. März bis 18. Juni 2017, Ernst-Barlach-Haus, Hamburg. Gleichzeitig widmet das Kunsthhaus in Aarau den Zeichnungen von Max von Moos eine sehenswerte Schau.

Überlebt Pokémon Go den Winter?

Das Spiel verführt träge Massen, doch wer spielt, will nicht frieren

RONNIE GROB

Schwärme von Jugendlichen und Erwachsenen, die angestrengt auf ihren Smartphones herumstreichen, bevölkern seit Monaten die belebten Plätze. Sie spielen eine App namens Pokémon Go. Sie versuchen, virtuelle Wesen zu fangen und sie zu trainieren. Ihr Ziel? Eine Armee mit möglichst vielen seltenen und mächtigen Pokémon-Wesen heranzuzüchten.

Das Spiel ist bemerkenswert simpel. Die Verknappung von Erfolg beim Sammeln löst einen beachtlichen Reiz aus. Das können alle bestätigen, die sich über mehrere Levels hinausgewagt haben. Getroffen davon werden gerade Kinder und spielerisch veranlagte Erwachsene, wie auch die Panini-Sammelalben beweisen, die der Digitalisierung seit Jahren trotzen. Der Mensch ist ein Wesen mit Kultur und Geist, gewiss. Aber der Jäger und Sammler, der in ihm steckt, ist älter und mächtiger.

Eine Nidoqueen besitzen

Auch bei virtuellem Besitz bringt Beharrlichkeit Erfolg: die erfolgreichsten Pokémon-Spieler sind jene, die am meisten investieren. Also mit Akku, Ersatzakku und Ersatz des Ersatzakkus durch die Strassen streifen und Orte abgrasen, an denen sich andere Spieler versammeln. Sie zeigen, dass sie ungeheuren Ehrgeiz aufbringen können, wenn sie sich ein Ziel stecken. Nur wollen sie nicht mehr Astronaut, Unternehmer oder Künstler werden, sondern das nächste Level erreichen, einen Dragoon oder eine Nidoqueen besitzen.

Vielleicht ist das Spiel auch einfach die Neuaufgabe einer vor Jahrzehnten beliebten Beschäftigung von Teenagern, nämlich des Kaninchenzüchtens – nur ohne leidige Begleiterscheinungen wie Fingerbisse, Kot, Gerüche, Platzprobleme und Verantwortung. Pokémon sind anspruchslos, harmlos und friedlich. Sie wirken vertraut und beruhigend auf eine heranwachsende Generation, die verunsichert ist von Ballerspielen und Pornografie, die eingeschüchert ist von der ständigen Konkurrenz um Schönheit und Beliebtheit in sozialen Netzwerken.

Den Hype erst ermöglicht hat die Ausstattung der Massen mit Smartphones und unlimitiertem mobilem Internet. Wer keine Gedanken an die Überwachung verschwendet, spielt mit und trägt so zum eigenen Ruhm in der Community, vor allem aber zum wirtschaftlichen Erfolg der Herstellerfirma Niantic bei – die Bekanntheit und somit der Marktwert der Pokémon-Produktfamilie wird nebenbei stetig erhöht.

Der Reiz eines Spaziergangs

Doch auch auf Nutzerseite weist das Spiel Erfolge aus: Es bringt Gruppen miteinander in Kontakt, die sich bisher gegenseitig anschwiegen (zum Beispiel Vater und Sohn). Und setzt träge Massen in Bewegung. Spielerisch verführt, erkennen manche erstmals in ihrem Leben den Reiz eines Spaziergangs. Auf der Jagd nach seltenen Pokémon kommen sie in Stadtteile, in denen sie noch nie waren. Sie sehen Kunstwerke, die ihnen keinen Blick wert waren, bevor sie als Pokéstops fungiert haben.

Eine App schafft, was Bundesämter mit steuerfinanzierten Kampagnen nie erreichen werden, nämlich Aktivierung zur Bewegung und Aufmerksamkeit für Kunstwerke im öffentlichen Raum. Freilich ist Pokémon Go erst der Anfang, denn gewitztere Apps werden mit Sicherheit folgen und den öffentlichen Raum weiter verändern. Parkbänke könnten von Personen mit riesigen Brillen besetzt werden, die virtuelle Realität erleben. Die Frage, ob der Hype um das Outdoor-Spiel die kalte Jahreszeit überleben wird, ob also frierende Teenager tapfer durch den Schnee stapfen und mit fingerfreien oder tippsensitiven Handschuhen Pokébälle werfen statt Schneebälle, wird diesen Winter beantwortet.